Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 32 (1976)
Heft: 4

Artikel: Hochdeutsch - Hochsprache
Autor: Munsa, Franz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421208

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hochdeutsch — Hochsprache

Unsere Schriftsprache ist im großen und ganzen noch hochdeutsch, gewiß, trotz sich verstärkender niederdeutscher Einflüsse. Sie ist hochdeutsch, weil sie auf der obersächsischen Verkehrssprache beruht, die wieder durch einen Ausgleich von ostmitteldeutschen Mundarten und oberdeutscher Gemeinsprache entstanden ist. Aber das Kerngebiet des Hochdeutschen, das Ursprungsgebiet, ist doch der Süden des hochdeutschen Sprachraumes. Vor lauter synchronischer Sprachbetrachtung haben wir vergessen, daß es eine hochdeutsche Sprache erst von der hochdeutschen Lautverschiebung an gibt.

Diese zweite Lautverschiebung, die aus westgermanischen Dialekten das Hochdeutsche entstehen ließ, ging eindeutig von den Alpengermanen und von den Langobarden in Norditalien aus (Siehe dazu Sperber-Polenz, Geschichte der deutschen Sprache, Sammlung Göschen Bd. 915, S. 24f.; Berlin 1968). Allerdings ist dieses neue germanische Idiom allmählich nach dem Norden vorgedrungen und hat damit seinen ausgesprochen alpenländischen Charakter verloren. Im Hochmittelalter war man bereits zu einer einheitlichen Dichtersprache gelangt, die von Tirol bis Thüringen gebraucht wurde und mundartliche Eigenheiten mied. Freilich büßte sie damit auch einen Teil der Lautverschiebung ein. Alpenalemannisches und alpenbairisches *kchh* (für *k*) und *p, k* (für *b, g*) wurden gemieden. Notker Labeo von St. Gallen schreibt noch „cheiser, chuning, chomen"; „taz" (das), „keantseidoti" (verteidigt); erste bairische Beichte: „pigihtik" (beichtend); aber in den Handschriften des Nibelungenliedes und der Waltherlieder findet man: „keiser, künec, willekomen, daz, gegeben, biht".

Noch mehr Milderung erfuhr die hochdeutsche Lautverschiebung, als Luther das Meißnische zum Vorbild nahm, um sich in seiner Bibelübersetzung „Oberländern und Niederländern" in gleicher Weise verständlich zu machen. Während es im oberdeutschen Sprachgebiet noch allenthalben Orte gibt, die sich „Puchberg" (im südlichen Niederösterreich), „Puchheim" (in Oberösterreich) nennen, verlangt die Hochsprache die Schreibung „Buche"; dem oberösterreichischen „Perg" entspricht in der Schriftsprache „Berg". Die mittelhochdeutsche Auslautverhärtung („gap") wurde in der heute geltenden Rechtschreibung aufgegeben („gab"). Anderseits verzichtete Luther auf mitteldeutsche Wortformen, z. B. „Kopp", zugunsten der oberdeutschen: „Kopf". Außerdem hatte das Meißnische eine vokalische Lautentwicklung angenommen, die vom Südosten des deutschen Sprachgebietes ausging. Bereits im Hochmittelalter wurden in Kärnten *i* zu *ei*, *u* zu *au*, *iu*

zu *eu*. Die alemannischen Mundarten haben diese Diphthongierung nicht mitgemacht und sind beim altdeutschen „min, din, sin“ und „uf, us, Hus“ — alle gedehnt gesprochen — geblieben.
Es ist eine historische Tatsache, daß der deutsche Norden erst spät zum Hochdeutschen gelangt ist. Die lutherische Bibelübersetzung und die Kanzleisprachen, auf die der Wiener Kaiserhof über Meißen einen unverkennbaren Einfluß ausübte, sowie die Schule haben im späten 16. und 17. Jahrhundert die gebildeten Norddeutschen zum Hochdeutschen in der meißnischen Form bekehrt. Dank der Schule und der klassischen Dichtung wurde die meißnische Gemeinsprache Allgemeingut der Sprachgemeinschaft.
Nach dem Schicksalsjahr 1866 und erst recht nach 1871 trat aber eine besondere Entwicklung des neuhochdeutschen Wortstils ein. Während die Preußen Herder, Kant, Kleist, Tieck, F. und W. Schlegel, E.T.A. Hoffmann sich in ihren Werken des klassischen Hochdeutschs bedienen, wie es in Weimar seine vorbildliche Ausprägung gefunden hatte, tritt vom Ende des 19. Jahrhunderts an immer mehr eine Einfärbung des hochdeutschen Stils auf die in Norddeutschland gebräuchliche Verkehrssprache auf. Dies hängt natürlich mit dem politischen, militärischen und wirtschaftlichen Übergewicht Preußens im Deutschen Reich der Hohenzollern zusammen.
Um die Jahrhundertwende schrieb der aus Bremen stammende Universitätsprofessor Theodor Siebs sein phonetisches Modellbuch „Deutsche Bühnensprache — Hochsprache“. Er wollte damit die Lautung der Schauspieler norddeutscher Bühnen zum Vorbild der hochdeutschen Lautung überhaupt machen. Bald darauf (1904) veröffentlichte der Wiener Universitätsprofessor Karl Luick seine „Deutsche Lautlehre“, die er im Untertitel für die Deutschen der Alpen- und Donauländer bestimmt. Diese Lautlehre wurde von Siebs ausdrücklich anerkannt. Sie diente als Grundlage für die phonetische Schulung der österreichischen Lehrer, Juristen, Prediger und Schauspieler bis 1938. Dann, auch nach 1945, wurde in Österreich nur noch das Siebs-Buch zur Kenntnis genommen. Die heutigen österreichischen Schauspieler und Prediger bemühen sich um einen Satzakzent, mit dem früher am Beispiel der Wortgruppe „Präposition + Personalpronomen“ im österreichischen Englischunterricht der englische Akzent im Gegensatz zum hochdeutschen demonstriert wurde. Während der unbefangene Österreicher heute noch spricht: „um *mích*“, „vor *dír*“, hört er heute von der Bühne und von der Kanzel nur „*úm* mich“, „*vór* dir“. Während auch bei akademischen Ansprachen in Österreich *sp* und *st* in den geläufigen Fremdwörtern (z. B. in Inspektor, Star, Start, Stil) *schp* und *scht* ausgesprochen

werden (diese Aussprache wird auch in den üblichen Wörterbüchern angegeben), hört man jetzt von den österreichischen Rundfunk- und Fernsehsprechern nur die Aussprache *sp* und *st* wie in Hamburg. Am 2. März 1976 sagte eine Sprecherin im Ö 1 (1. österreichisches Rundfunkprogramm): „Um 20.15 beginnen wir eine Gemeinschaftssendung aller *St*udios" (*st* gesprochen statt *scht*).

Der Einfluß des Nordens zeigt sich aber auch im Wortschatz. Auffallend ist, daß der Gebrauch niederdeutscher Wörter und Wendungen nach 1945 in Österreich nicht zurückgegangen ist, sondern ständig steigt. Zurückgegangen ist lediglich der Wortschatz, welcher der Landsersprache entnommen worden war. Wenn v. Polenz im oben genannten Göschenbüchlein (S. 105) „doof, bekloppt, kapieren, das hat geklappt, das haut hin, dolle Masche, geht in Ordnung, krumme Tour, mit 80 Sachen, die Anrede ‚Mensch'" zum Wortschatz einer gesamtdeutschen Umgangssprache zählt, gilt diese Liste uneingeschränkt nur für die BRD. An die Stelle des Landserjargons (Klamotten, eine Zigarre verpassen usw.) treten heute in Österreich zivile Ausdrücke des Niederdeutschen in reichem Maße. ‚Trimmen', ‚deftig', ‚buhen', ‚hieven' gehören zum Tagesgebrauch der neuösterreichischen Journalisten. Ebenfalls über die Massenmedien wurden im neuen Österreich ‚das Kompromiß' durch ‚der Kompromiß', ‚die Dreß' durch ‚der Dreß', ‚das Vokabel' durch ‚die Vokabel' ersetzt. Bei österreichischen Sportjournalisten fällt auf, daß sie statt der hochdeutschen Ordinalzahl ‚siebenter' die norddeutsche Form ‚siebter' gebrauchen.

Von großem Einfluß auf den heutigen Sprachgebrauch sind die Schlagerlieder in deutscher Sprache, da sie doch zum täglichen Brot der Jugend gehören. Die angloamerikanischen Songs mußten im deutschen Sprachraum ja zuerst bei den Nordseedeutschen Eingang finden, denn das engere Verhältnis des Niederdeutschen zum Angelsächsischen gegenüber dem fernerstehenden Hochdeutschen ist schon seit Jahrzehnten wissenschaftlich erwiesen. Der Norddeutsche hat trotz der Übernahme des Hochdeutschen nach dem alleinigen Vorbild der Schrift (also optisch und nicht akustisch) seine Artikulationsbasis und sein angestammtes Sprachgefühl behalten. Da er also beim Erlernen des Hochdeutschen die hochdeutschen Texte geradezu buchstabierte, entwickelte sich die Legende, der Hannoveraner spreche das reinste Hochdeutsch. Daß die Schreibung wie in allen Kultursprachen einen veralteten Lautstand wiedergibt, ist nur den Fachgelehrten, nicht aber der Sprachgemeinschaft bewußt.

Wenn also durch die Furore machenden Schlager norddeutsche Sprechweise mit Hilfe von Funk und Musikboxen bis ins letzte

Alpendorf verbreitet wird, wirkt hier noch ein anderes Transportmittel: der Fremdenverkehr. Das Gastgewerbe in den österreichischen, oberbayrischen und schweizerischen Urlaubergebieten lebt hauptsächlich von Gästen aus der norddeutschen Tiefebene. Damit sich der Gast am Urlaubsort ganz heimisch fühlt, bietet man ihm die Speisen mit den ihm vertrauten Namen an. Im westlichen Österreich bekommt man die Torte nicht mehr mit „Schlagobers" (das wäre der österreichische Ausdruck), sondern einzig und allein mit „Schlagsahne"; das österreichische „Faschierte" wird dort zum „Hackbraten", die „Stelze" zum „Eisbein", „Fleischlaibchen" werden zu „Klops" oder „Frikadellen". Diese wenigen Beispiele stehen als partes pro toto. Roland A. Wolff zeigt in seinem Aufsatz „Regionale Varianten im Wortschatz der städtischen Umgangssprache in Bayern und in Baden-Württemberg" („Muttersprache", Jg. 85, Sept./Okt. 1975, S. 325 ff.), wie in Baden-Württemberg „Krapfen" zunehmend durch „Berliner" und in Bayern „Knödel" immer mehr durch „Klöße" verdrängt wird.

Auch auf höherer Ebene ist der Einfluß des Nordwestdeutschen auf das heutige Oberdeutsch unverkennbar. Österreichische Politiker und Akademiker, die ihre Ausbildung nach 1945 erfahren haben, setzen an Stelle der klassischen hochdeutschen Ausdrücke manchmal solche, die offenbar aus der BRD eingewandert sind. So gebraucht z. B. Dr. Taus, der Obmann der Österreichischen Volkspartei, im Fernsehen niemals das klassische ‚bisher', sondern sagt dafür ‚bislang'. Fachleute und Prominente, die im österreichischen Rundfunk und im Fernsehen zu Wort kommen, finden keinen Gefallen mehr am einfachen ‚etwa' oder ‚ungefähr', sie halten ‚in etwa' für vornehmer. Ebenso halten sie ‚frägt' und ‚bräuchte' für vornehmer als die richtigen Formen ‚fragt' und ‚brauchte'. Die früher im Süden des deutschen Sprachgebietes übliche Wortgruppe ‚zum Unterschied von' weicht auch in der Publizistik immer mehr dem nord- und mitteldeutschen ‚im Unterschied zu'.

Diese Ausrichtung nach dem deutschen Norden macht sich sogar in der Neufassung der katholischen Gebete geltend. Während der Satz des lateinischen Vaterunsers „panem nostrum quotidianum da nobis hodie" bis vor kurzem in Österreich mit der richtigen deutschen Wortstellung „Gib uns heute unser tägliches Brot" übersetzt wurde, geht man in der neuesten gesamtdeutschen Fassung wieder auf die lateinische Satzgliedstellung zurück: „Unser tägliches Brot gib uns heute" (so auch bei Luther). Diese Fassung wurde schon wegen Luthers Ansehen in der protestantischen Gebetsfassung, aber auch von den norddeutschen Katholiken gebraucht. Sosehr die deutsche Einheitsfassung der litur-

gischen Texte zu begrüßen ist, sosehr hätte man hier doch den besseren Argumenten vor der größeren Zahl den Vorzug geben sollen.

Die Zeiten, wo man nach Dresden und Leipzig blickte, um vorbildliches Deutsch zu hören, sind vorbei. In der Nachkriegszeit hat sich auch im Kulturleben der wirtschaftliche Schwerpunkt nach dem deutschen Nordwesten verlagert. Dort befinden sich auch die einflußreichsten Periodika. Man braucht nur auf den gewaltigen Einfluß der Hamburger Zeitschrift „Der Spiegel" auf den Stil der jüngeren Journalisten nicht nur in Süddeutschland, sondern auch in der Schweiz und in Österreich zu verweisen. Das Zentrum des Meißnischen, Sachsen, ist durch den Eisernen Vorhang vom Westen abgeschnitten und hat keinen sprachlichen Einfluß mehr auf die sprachliche Entwicklung westlich der DDR. Die politischen Verhältnisse unterstützen also das Gewicht des nordwestdeutschen Sprachgebrauchs in den nichtkommunistischen deutschsprachigen Gebieten. Dazu kommt der Umstand, daß durch Ausbombung oder Umsiedlung viele norddeutsche Intellektuelle in den Süden verpflanzt worden sind. Man darf aber auch psychische Umstände nicht außer acht lassen. Das Wunder des raschen deutschen Wiederaufbaus nach 1945, woran die deutschen Verlagshäuser kräftig beteiligt waren, gab vor allem dem Norddeutschen, dessen Städte am gründlichsten zerstört worden waren, ein neues Selbstbewußtsein. Tatkräftig, wie er ist, übernahm er die Führung in der Vermittlung neuer geistiger Strömungen aus Westeuropa und Amerika. Die Synchronisierung fremdsprachiger Filme erfolgt ausnahmslos durch norddeutsche Schauspieler; besonders Westberlin ist daran stark beteiligt. Dies geschieht nicht immer zum Vergnügen der französischen und italienischen Filmproduzenten, weil der sprachliche Abstand zwischen einem Berliner und einem Romanen viel größer ist als zwischen diesem und etwa einem Rheinländer oder einem Österreicher.

Aber man hält sich an die Abmachungen, und so tritt auch über den Film die Verkehrssprache des Norddeutschen als beispielgebend vor die ganze Sprachgemeinschaft. Wir müssen also damit rechnen, daß über die Massenmedien und allmählich auch über die Schulen die Sprachgemeinschaft sich immer mehr nach der Sprechweise des Nordwestdeutschen richten wird. Damit weitet sich aber die Kluft zwischen dem sprachgeschichtlichen Begriff „Hochdeutsch" und dem modernen Gesicht der „Hochsprache". Da aber die hochdeutsche Tradition im Süden unseres Sprachraumes zu suchen ist, liegt es im Interesse unseres Sprachcharakters, den Menschen in den Ländern des oberdeutschen Sprachgebietes wieder ins Bewußtsein zu bringen, daß sie selbst ja in der

Wiege des Hochdeutschen wohnen. Die Schüler in der Schweiz, in Süddeutschland und in Österreich zu ihrem sprachlichen Selbstverständnis zu führen ist Aufgabe der Deutschlehrer unserer Schulen. Wir müssen den jungen Leuten auch das richtige Verständnis für die Mundarten beibringen. Die echte Mundart ist der beste Damm gegen die Fremdwortflut. Die Deutschschweizer haben das Glück, noch in einem innigen Verhältnis zu ihren Mundarten zu stehen. Die Mundarten sind die Quellen, die der Hochsprache Leben geben. Wer sowohl seine Heimatmundart beherrscht als auch die Schriftsprache, wird sich auch in dieser geläufig ausdrücken. Das Sprachgefühl kommt ja aus der engeren Muttersprache, und das ist in den meisten Fällen die Mundart. ‚Deutsch', ahd. ‚diutisk', heißt ja nichts anderes als „zum Volke gehörend". Wenn wir, Angehörige der oberdeutschen Dialektgruppe, Mundart sprechen, dann sprechen wir im buchstäblichen Sinne des Wortes *deutsch*. Wenn wir uns das vor Augen halten, brauchen wir dort, wo es ums richtige Deutsch geht, nicht zurückzustehen.

Franz Munsa

Der Mensch ohne Muttersprache

Es ist ein feinsinniger Zug der meisten Sprachen, daß sie einerseits vom ‚Vaterland' (fatherland, patrie) sprechen und damit in diesem Begriff das männlich-wehrhafte Element in den Vordergrund rücken, andrerseits für das angestammte, gewissermaßen an der nährenden Brust eingesogene Idiom das Wort ‚Muttersprache' (mother-tongue, langue maternelle) geprägt haben. Fast immer, Gottseidank, bleibt man dieser Muttersprache ein Leben lang verhaftet. Man wird vielleicht fremde Sprachen erlernen, in Glücksfällen sich gar fließend in ihnen auszudrücken vermögen, aber die Muttersprache werden sie kaum je verdrängen. Wenn dies doch geschieht, sind meist Unmenschlichkeiten aus dem Bereich der Politik für die Widernatur dieses Vorganges verantwortlich — man denke etwa an Henry Kissinger, der fünfzehn Jahre alt war, als die braunen Machthaber ihn aus dem ‚Vaterland' vertrieben und ihm in der Folge eine neue ‚Muttersprache' aufnötigten, die er im übrigen noch heute mit unverkennbar deutschem Einschlag handhabt.

Aber nicht von einem Großen, dessen Name in aller Munde ist, soll in dieser Betrachtung die Rede sein. Es war ein kleiner, ein